



Leseprobe

Karyn Sepulveda

Drei Freundinnen fürs Glück

Roman

»Eine einfühlsame Geschichte über Freundschaft, Mut und die Dinge, die uns alle verbinden.« *Fiona Higgins*

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 384

Erscheinungstermin: 11. Oktober 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Karyn Sepulveda
Drei Freundinnen fürs Glück

KARYN SEPULVEDA

Drei
Freundinnen
fürs
Glück

Roman

Aus dem Englischen
von Angelika Naujokat

DIANA

*Dieser Roman ist dem Andenken zweier
äußerst starker Frauen gewidmet:*

ROBERTA CROZIER UND MARY HARRISON

Vordersitz lag. Augenscheinlich schlief dort jemand. Was noch merkwürdiger war. Wenn sich jemand einen Wagen leisten konnte, wieso bestand dann die Notwendigkeit, darin zu schlafen? Rose zuckte mit den Schultern. Sie hatte gelernt, keine Zeit mehr mit dem Versuch zu verschwenden, die Absonderlichkeiten des Lebens zu verstehen.

Sie schritt langsam an ihrer Hausseite entlang, genoss das Gefühl des weichen Grases und der Erde unter ihren nackten Fußsohlen. Dann stellte sie die Eimer für den nächsten Abend an die gewohnte Stelle neben dem Zapfhahn ab. Bevor sie ins Haus zurückging, legte sie ihre Handfläche auf die kühle Backsteinwand des Hauses und dankte Gott für den Tag. Sie dankte ihm für das Geld, das sie mit ihrem Laden verdient hatte und für das Essen, das sie und ihre Kinder zu sich genommen hatten, während so viele andere ohne etwas zu beißen auskommen mussten. Und dann dankte sie ihm wie jeden Abend für das Haus, ihren eigenen Platz in dieser Welt: *Maher Street Nummer 33*. »Wenn diese Wände sprechen könnten«, flüsterte Rose, als sie das Haus betrat und die chaotische Welt dort draußen für die Nacht aussperrte.

»So ist es gut, Marie, noch ein Löffel. Braves Mädchen, alles aufgegessen!« Rose lächelte, während sie ihrer dreijährigen Tochter den Mund abwischte. Sie blickte zu ihrem Älteren, Lucas, hinüber und nickte zufrieden, als auch er den letzten Löffel seines Haferbreis im Mund verschwinden ließ. Ihre Kinder hatten ihr Essen immer schon zu schätzen gewusst, ganz so, als hätten sie bereits sehr früh begriffen, welch ein Glück sie hatten, drei Mahlzeiten am Tag zu bekommen.

Es war sieben Uhr in der Früh, und Rose hatte bereits die Milchlieferung für den Laden angenommen. Jetzt, da die Kinder ange-

zogen und satt waren, führte sie sie zu der Tür, die den Laden mit ihrem Haus verband. »Benehmt euch«, mahnte sie, als die beiden hindurchrannten. Es war jeden Morgen das Gleiche – die Kinder stürmten zur Ladentheke, um die Kundinnen zu begrüßen, die früh dran waren. Meistens waren die beiden aber brav, daher konnte sich Rose nicht beschweren. Lucas half ihr, wo er nur konnte – obwohl er erst fünf war, versuchte er bereits, die Regale aufzuräumen und den Holzboden zu fegen. Und da Marie ihrem Bruder alles nachmachte, tapste sie ihm den ganzen Tag hinterher. Rose öffnete die verschlossene gläserne Eingangstür, schwang sie nach außen auf und klemmte einen glatten Kieselstein darunter, der als Türstopper fungierte. Ein paar ihrer Stammkundinnen, Mrs. Leon und Mrs. Knightly, warteten bereits vorn am Zaun und tuschelten vermutlich wieder einmal über irgendwelche Gerüchte. Rose winkte ihnen zu und bemühte sich, nicht die Augen zu verdrehen, als beide schuldbewusst zurückwinkten und auf sie zugeschlendert kamen. Als ob Rose nicht wüsste, dass sie über sie redeten. Sie redeten schließlich über jeden. Wenn da eine alleinerziehende Mutter, die ein neues Haus gebaut und einen eigenen Laden eröffnet hatte, keinen Gesprächsstoff für sie bot, wären sie wohl zu Unrecht als neugierige Tratschtanten bekannt.

»Guten Morgen, Mrs. Leon, Mrs. Knightly«, begrüßte sie sie und nickte ihnen zu, als sie an ihr vorbei in den Laden gingen.

»Rose, Sie sehen heute Morgen aber gut aus«, verkündete Mrs. Leon. Mrs. Knightly lächelte zustimmend.

Rose strich über die Vorderseite ihres hellgrünen Kleides, das sie selbst genäht hatte. Es hatte ein Muster aus zartweißen Blümchen und war ihr Lieblingskleid. »Sehr freundlich von Ihnen.«

Die Damen warteten an der Ecke des großen Holztresens, der im vorderen Bereich des Ladens stand. Rose trug die üblichen Waren zusammen: frisch gebackenes Brot, Milch und jeweils ein Viertelfund Pfeilwurz-Kekse.

»Und ein Glas Marmelade, wenn Sie welche dahaben, Rose. Mir ist jede Geschmacksrichtung recht.« Mrs. Knightly behauptete immer, dass ihr alles recht sei, dabei war ihr in Wahrheit eigentlich nie etwas recht. Rose griff nach einem Glas Pflaumenmarmelade, die sie erst vor wenigen Tagen eingekocht hatte, und stellte es auf den Tresen.

»Keine Erdbeere, Rose?«, erkundigte sich Mrs. Knightly.

»Leider nein.« Rose notierte die Artikel in einer dicken Kladde.

»Hallo«, rief Lucas vom anderen Ende der Theke, wo er hinaufgeklettert war und Anstalten machte, Marie hinaufzuhelfen, damit sie ihm Gesellschaft leistete. Rose warf ihm einen strafenden Blick zu, und er sprang sogleich wieder hinunter, wobei er seine Schwester mitzerzte.

»Du meine Güte, du bist aber heute Morgen ein kleiner Wildfang, Lucas«, sagte Mrs. Leon und tauschte einen wissenden Blick mit Mrs. Knightly.

Weil er keinen Vater hat. Rose konnte ihre Gedanken förmlich hören.

»Das macht einmal drei und einmal sechs. Vielen Dank auch, meine Damen.« Die Frauen schnalzten mit den Zungen und durchstöberten ihre Portemonnaies, als wäre der Preis nicht jeden Morgen der gleiche. Rose lächelte nur und wartete. Nach zweieinhalb Jahren, die sie nun schon allein war, scherte sie sich nicht mehr länger darum, was die Leute über sie dachten, solange sie ihre Rechnungen zahlten.

Am späten Vormittag wurde es ruhig im Laden. Rose drapierte gerade für die Auslage eine frische Ladung Kekse auf einem Tablett, als sie eine vertraute Stimme vernahm.

»Hallo, Mrs. Rose«, rief Apanie, und Rose winkte ihr vom Schaufenster aus zu. Sie beobachtete, wie Apanie und ihr kleiner Sohn, Konol, vorn um den Zaun herumgingen. Sie schaute gern zu, wie sie sich bewegten, so sachte, mühelos, fast als würden sie schweben. Sie war sich sicher, dass sie, wenn sie nachschaute, keine Fußspuren von ihnen finden würde. Rose trat nach draußen, um ihnen entgegenzugehen. Konol beteiligte sich bereits an Lucas' und Maries Spiel, die im Vorgarten Kiesel schnippten.

»Guten Morgen, Apanie«, sagte Rose.

»Geht es gut, Mrs. Rose?«

»Ja, danke. Und wie geht es dir?«

»Gut, gut. Ich habe Zweige.« Apanie reichte Rose drei perfekt geformte Eukalyptuszweige. Sie hatten wie immer genau die richtige Länge und Breite, um die kleine Kiste mit Früchten und Gemüse im Laden zu bedecken. Apanie hatte Rose nach der Eröffnung ihres Ladens mit den Zweigen bekannt gemacht. Rose war ihr eines Tages begegnet, als sie die Straße vor ihrem Haus hinunterschritt und Apanie mit ihren Stammesleuten, den Bidjigal, auf der Suche nach Käufern für die Zweige am George River entlangging. Apanie hatte ihr erklärt, dass die Zweige den frischen Waren Schatten spendeten und der Duft des Eukalyptus das Gemüse länger frisch hielt. Seitdem brachte sie Rose alle zwei Wochen neue Zweige vorbei.

»Vielen Dank.« Rose reichte der jungen Frau drei Schillinge.

Apanie schenkte ihr ein herzliches Lächeln und wünschte ihr für die kommenden Wochen alles Gute. Dann holte sie ihren Sohn, rief allen einen Abschiedsgruß zu und machte sich wieder

auf den Weg, um in aller Ruhe die Straße hinunterzugehen. Rose verbrachte nie viel Zeit mit Apanie, aber inzwischen freute sie sich auf ihr kleines geschäftliches Zusammentreffen und genoss die Ruhe, die die junge Frau ausstrahlte.

Rose hockte sich zu ihren Kindern auf die Erde. »Da habt ihr ja einen ganz anständigen Steinhaufen gesammelt.«

»Guck dir mal den hier an, Mummy.« Marie hielt einen glatten grauen Stein in die Höhe, der sich wenig von all den anderen unterschied, aber Rose betrachtete ihn dennoch für einen Moment voller Bewunderung.

»Können eure Steine wohl für eine Weile ohne euch zurechtkommen?«, erkundigte sie sich.

Lucas schüttelte den Kopf. »Steine liegen doch nur rum, Mum. Auf die muss man nicht aufpassen!«

Wenn er einmal nicht lächelte, was selten der Fall war, wirkte Lucas ernst und besorgt. Darin ähnelte er seinem Vater. Marie dagegen kicherte nur bei der Vorstellung, dass man sich um Steine kümmern müsste.

»Da hast du natürlich recht.« Rose richtete sich auf und wischte sich die Hände ab.

»Wer hat Lust, mir jetzt mit den Eisgläsern zu helfen?« Lucas sprang sofort auf, gefolgt von Marie, und beide schrien begeistert, als sie in den Laden vorausliefen. Rose tadelte sie ein wenig, weil sie sich in so kurzer Zeit so dreckig gemacht hatten und wischte ihnen Hände und Gesichter mit einem feuchten Waschlappen ab. Dabei war sie in Wahrheit froh darüber, wenn sie sich dreckig machten, denn ihrer Überzeugung nach war ein dreckiges Kind ein vergnügtes Kind.

Lucas holte die zwölf Eisgläser, die sie am Vortag ausgewaschen und getrocknet hatte, hinten aus dem Lagerraum und stellte sie

vorsichtig auf der Theke ab, kletterte dann hinauf und setzte sich daneben. Rose hob Marie hinauf und setzte sie ebenfalls auf die Theke. Sie ließ die Kinder abwechselnd den frisch gepressten Saft einer Orange und zwei Teelöffel Zucker in einem Krug mit Wasser mischen. Sie rührten voller Begeisterung, die pummeligen Händchen um den Metallstab geklammert, den Rose zum Rühren benutzte. Dann sahen sie zu, wie Rose jedes Glas mit der Mischung füllte. Lucas und Marie hüpfen hinter Rose her, als diese einige Male hin und her lief, um die Gläser in die Küche zu tragen und ins Eisfach des Kühlschranks zu stellen. Sie machte diese Eisgläser im Sommer täglich. Sie kosteten kaum etwas, daher verlangte sie für jedes lediglich einen halben Penny. In den wärmeren Monaten kauften viele Kinder nach der Schule eins als wöchentliche Leckerei, leckten vergnügt an dem kühlen Orangeneis. Hin und wieder blieb zur Freude von Lucas und Marie auch mal ein Glas übrig, und dann schlürften und saugten sie, die klebrigen Kinne mit dem süßen Fruchtsirup bedeckt.

Sobald die Eisgläser vor sich hin froren, ermunterte Rose die Kinder wieder, draußen zu spielen. Während sie zusah, wie sie im Vorgarten einen weiteren Haufen ansammelten – dieses Mal Stöcke –, bemerkte sie ein Automobil, das langsam die Straße heraufgefahren kam und dabei auf beiden Seiten mächtige Staubwolken erzeugte. Sie war sich sicher, dass es sich um den Wagen vom gestrigen Abend handelte, denn die Chance, dass innerhalb von vierundzwanzig Stunden zwei dieser Fahrzeuge ihre kleine Straße befuhren, war einfach lächerlich gering. Und tatsächlich hielt das Auto fast an derselben Stelle. Aber dieses Mal schwang die Fahrertür auf und ein gut gekleideter Mann stieg aus, richtete sich auf und strich über seine feine, aber zerknitterte Kleidung. Rose schüttelte den Kopf. Er machte den Eindruck, als hätte er

am gestrigen Abend dem Alkohol zu stark zugesprochen. Sie ging hinaus zu der Stelle, wo Lucas und Marie spielten, und sah zu, wie der Mann blinzeln in den hellen Himmel schaute, ehe er sich umblickte. Er bemerkte, dass Rose ihn beobachtete, winkte freundlich und kam auf sie zu. *Wer um alles in der Welt mochte das wohl sein?*, fragte sich Rose und stellte zugleich fest, dass der Fremde ein ziemlich nettes Lächeln besaß. Er schlen- derte geradewegs auf die Stelle zu, wo Rose mit ihren Kindern stand, nickte und lächelte, als er auf das Schild im Schaufenster zeigte.

»Guten Morgen, Ma'am, Kinder«, sagte der Mann und tat so, als tippe er sich an einen nicht vorhandenen Hut.

»Guten Morgen«, erwiderte Rose, ohne jedoch sein Lächeln zu erwidern.

»Hallo!«, sagte Lucas.

»Hallo!«, wiederholte Marie.

»Ist das Ihr Auto?«, fragte Lucas.

»Jawohl, Sir, ist es«, erwiderte der Mann.

Lucas warf sich in die Brust, und Rose hätte beinahe ein Kichern von sich gegeben. Lucas hielt sich gern für einen erwachsenen Gentleman, und »Sir« genannt zu werden war das größte Kompliment, das man ihm machen konnte.

»Und wem gehört der Laden dort?«, erkundigte sich der Mann und zeigte über die Schultern der Kinder hinweg.

»Uns!«, erwiderte Marie.

»Uns beiden und Mum«, fügte Lucas erklärend hinzu.

»Und serviert Mum auch Tee?« Der Mann drehte sich zu Rose um, und dieses Mal kam sie nicht umhin, sein sympathisches Lächeln zu erwidern.

»Hin und wieder schon. Eigentlich haben wir einen Gemischt-

warenladen, aber ich könnte Ihnen eine Tasse aufbrühen. Bleibt hier und spielt weiter, Kinder«, wies sie Lucas und Marie an, ehe sie den Kunden in den Laden führte.

Als der Mann mit einer heißen Tasse Tee und zwei dicken gebutterten Brotscheiben vor sich an der Theke saß, hielt er Rose endlich seine Hand hin.

»Entschuldigen Sie, dass ich mich noch nicht vorgestellt habe. Mein Name ist Charles. Danke für Ihre Freundlichkeit.«

Rose schüttelte ihm die Hand. »Nichts zu danken. Ich gehe davon aus, Sie sind ein zahlender Kunde.« Rose betrachtete ihn mit festem Blick.

»Aber ja, natürlich bin ich das.« Charles zog eine kleine Geldbörse aus seinem Jackett und legte eine Pfundnote auf den Tresen. Rose nahm sie und reichte ihm das Wechselgeld.

»Darf ich fragen, welche geschäftlichen Angelegenheiten Sie so weit hinausführen?«, erkundigte sich Rose, die ihre Neugierde nicht länger zu bezähmen vermochte.

»Keine Geschäfte, bloß Vergnügen.« Charles grinste und nahm einen Bissen von seinem Brot, wobei zahlreiche Krümel herabfielen.

»Im Auto zu schlafen kann doch kein Vergnügen sein. Das waren doch Sie da draußen letzte Nacht, nicht wahr?«

Charles hob die Hände wie ein schuldbewusster Straßenräuber.

»Ja, das war ich.« Ein weiterer Biss.

»Schlafen Sie immer in Ihrem Auto?«

»Eigentlich nicht. Gestern Nacht war glücklicherweise eine Premiere. Ich war Ehrengast bei einer Abschiedsfeier und wollte in meinem, äh, angeheiterten Zustand nicht nach Hause fahren, daher ...« Er zuckte mit den Schultern.

»Und jetzt sind Sie wieder hier.«

Er räusperte sich plötzlich, hustete dann laut und zog ein Taschentuch hervor, um damit seinen Mund zu bedecken. Rose füllte ein Glas mit Wasser und reichte es ihm.

»Vielen Dank. Entschuldigen Sie, Schlafmangel bekommt mir nicht. Ja, ich bin wieder hier. Der Grund ist folgender: Mein Freund wohnt ein paar Straßen weiter, wie viele weiß ich nicht mit Sicherheit, aber genügend, um einen Betrunkenen zu warnen, dass er keinesfalls mehr fahrtüchtig ist.« Charles stieß ein trockenes, heiseres Lachen aus. »Ich bin heute Morgen dorthin zurückgefahren, um sie wissen zu lassen, dass ich noch am Leben bin. Allerdings kamen mir die meisten dort halb tot vor, um ehrlich zu sein. Und weit und breit nicht eine Tasse Tee oder eine Schnitte Brot in Sicht. Da habe ich mich daran erinnert, dass ich gestern Nacht das Schild Ihres Ladens gesehen habe und dachte, ich schaue auf dem Nachhauseweg einmal vorbei, um etwas Nahrung zu mir zu nehmen. Das wird die Fahrt sehr viel erträglicher machen.« Charles ließ den Tee in der Tasse herumwirbeln und nahm einen weiteren Schluck. »Großartiger Tee«, sagte er und hob die Tasse wie zum Gruß.

»Danke.« Rose griff nach einem Lappen, um den Tresen abzuwischen.

»Wie lange führen Sie diesen Laden schon, Ma'am?«

»Mein Name ist Rose, und es sind jetzt beinahe zwei Jahre.« Der Schmerz jener Zeit überkam sie manchmal mit einer solchen Heftigkeit, als wäre es erst gestern geschehen.

»Ich werde das Gefühl nicht los, dass eine interessante Geschichte dahintersteckt, warum Sie die Besitzerin dieses Ladens sind. Ich darf doch annehmen, dass er Ihnen in der Tat gehört?«

Rose nickte. »Ja, das tut er, ebenso wie das Haus.« Sie wusste,

dass ihre Augen vor Stolz glänzten, weil sie in der Lage war, dies zu sagen.

»Und wie lautet die Geschichte?« Charles trank seinen Tee in aller Ruhe und nahm zwischen den Schlucken kleine Bissen von dem Brot, als bereite es ihm großes Behagen. Rose hatte keine Ahnung, warum sie diesem wildfremden Mann ihre Geschichte erzählte, aber sie tat es. Ohne zu zögern.

»Mein Ehemann ist vor beinahe drei Jahren ganz plötzlich gestorben«, begann sie, überrascht, dass da kein Zittern in ihrer Stimme war. Vielleicht war inzwischen genug Zeit vergangen, so dass sie diese Worte mühelos auszusprechen vermochte.

»Tut mir leid«, murmelte Charles.

Rose nickte zum Zeichen des Dankes. »Er war nicht krank, ist einfach eines Abends auf dem Nachhauseweg von der Arbeit zusammengebrochen. Dem Anschein nach Herzversagen. Also stand ich plötzlich mit einem Zweijährigen und einem Säugling alleine da. Wir hatten ein Häuschen ein Stück die Straße hinunter gemietet und etwas gespart, da ich von Johns Lohn immer ein wenig beiseitegelegt hatte. John war mein Ehemann.« Rose genoss es für einen Moment, seinen Namen laut auszusprechen. Das hatte sie schon lange nicht mehr getan. Charles schaute sie aufmerksam an, während er weiteraß.

»Über die Jahre waren dabei beinahe fünfhundert Pfund zusammengekommen. Nicht genug, um ein Haus zu kaufen, aber es war ein Anfang. Doch ich hatte keine Ahnung, wie ich arbeiten und mich gleichzeitig um die Kinder kümmern sollte. Dann spazierte ich eines Tages die Straße hinauf und hinunter, um die kleine Marie in den Schlaf zu wiegen, und bemerkte dabei das freie Grundstück genau an dieser Stelle. Und ich dachte, stell dir vor, hier wäre ein Laden. In der Nähe von all diesen Häusern und der Schule

weiter unten an der Straße. Was für ein fabelhaftes Fleckchen. Und vielleicht wäre es sogar möglich, ein kleines Haus anzubauen, in dem man wohnen könnte. Ich dachte darüber nach, wie wunderbar das wäre. Und während ich so auf dem Gras dastand, sah ich es vor mir. Ich sah das Backsteinhaus mit seinem großen Vorgarten und den Schatten spendenden Bäumen darin. Ich sah das große Schau- fenster des Ladens mit einem kunstvoll geschriebenen Schild, auf dem ›Gemischtwarenladen‹ zu lesen stand. Ich sah Auslagen mit selbst gebackenem Brot und Keksen. Und dann sah ich mich mit meinen Kindern in den Armen und einem Gefühl von Sicherheit in unserem eigenen Haus, unserem eigenen Heim sitzen.«

Rose wurde sich plötzlich bewusst, dass sie all dies zum ersten Mal laut ausgesprochen hatte und das noch dazu einem Fremden gegenüber. Charles betrachtete sie mit einem solch faszinierten Blick, dass sie das Bedürfnis verspürte, sich zu erklären.

»Ich meine damit nicht, dass ich verrückt gewesen bin, denn ich habe es nicht wirklich vor mir gesehen. Ich habe es mir wohl nur so sehlich gewünscht. Ich ... «

Charles räusperte sich erneut. »Ich glaube, ich weiß ganz genau, was Sie meinen. Bitte erzählen Sie weiter, Rose.«

»Also habe ich mir dieses Leben für meine Kinder vorgestellt, und es kam mir so vor, als wäre ein großes Feuer unter mir entzündet worden. Ich fand rasch heraus, dass es als Frau beinahe unmöglich war, ein Darlehen von der Bank zu bekommen, und ich hatte keine reiche Familie oder reiche Freunde. Aber ich hatte Will, den Metzger, den besten Freund meines Mannes. Er hat mich sehr unterstützt und führte selbst einen Laden. Er war einverstanden, das Darlehen in seinem Namen für mich aufzunehmen und innerhalb weniger Wochen hatte ich das Geld. Und hier bin ich. Dank Gott und Will, dem Metzger.«

»Und dank Rose«, fügte Charles hinzu.

»Ja, und dank Rose«, stimmte sie zu.

Charles hatte seinen Tee schon längst ausgetrunken und die Brote aufgegessen, und Rose schämte sich mit einem Mal, dass sie so lange über sich selbst gesprochen hatte. Was war nur über sie gekommen? Aber Charles war ein guter Zuhörer, und sie hatte es genossen, ihre Geschichte einmal in Gänze erzählen zu können.

»Nun, das war die beste Geschichte, die ich seit Langem gehört habe. Vielen Dank dafür«, sagte Charles und wischte sich den Mund mit der Serviette ab.

»Ich danke Ihnen fürs Zuhören, Charles. Aber Sie müssen mir wenigstens eine Sache über sich selbst erzählen, bevor Sie gehen.«

Charles stand auf und kratzte sich am Kinn. »Ich bin Pilot«, sagte er, ohne eine Miene zu verziehen.

Rose lachte. Ein Pilot, der in seinem Automobil schläft. Er nahm sie offensichtlich auf den Arm.

»Sie sind also wahrhaftig Pilot, Mr. ...«

»Smith. Mr. Kingsford Smith«, ergänzte Charles.

Der Name kam Rose irgendwie bekannt vor.

»Also fliegen Sie wohl demnächst wieder irgendwohin?«, erkundigte sich Rose.

»Pardon?«

»Sagten Sie nicht, Sie seien der Ehrengast bei einer Abschiedsfeier gewesen?«

»Ja, das war ich. Und ich fliege in der Tat schon bald. Nach Neuseeland, um genau zu sein. Gleich morgen früh. Mit einem Freund, in meinem neuen Flugzeug.« Rose bäugte ihn misstrauisch. Sie war sich immer noch nicht sicher, ob dies nicht doch ein Scherz war. In diesem Moment kam Lucas hereingerannt. Er hielt seine Schwester an der Hand, damit sie sicher die wenigen Steinstufen

hinaufkam, ließ sie aber sofort los, sobald sie drinnen waren, und stürmte auf Charles zu.

»Haben Sie gesagt, dass Sie Pilot sind?«, fragte er ihn und vermochte dabei kaum stillzustehen.

»Lucas«, sagte Rose mit mahnender Stimme. »Es gehört sich nicht, meine Unterhaltungen zu belauschen.«

»Aber ich wusste das doch alles schon, was du erzählt hast. Es ist doch kein Lauschen, wenn man es schon weiß«, wandte Lucas ein. Dann drehte er sich wieder Charles zu und sah ihn an, legte den Kopf ganz weit in den Nacken, um dessen Gesicht zu sehen.

»Ja, das habe ich gesagt, junger Mann«, erwiderte Charles.

»Ich bin Lucas, und das ist Marie«, sagte Lucas. »Sie liebt Flugzeuge. Kann nicht genug davon bekommen. Wir zeichnen sie andauernd. Gerade eben erst haben wir eins draußen gezeichnet. Möchten Sie es mal sehen?« Lucas wartete gar nicht erst auf eine Antwort. Er packte Charles bei der Hand und führte ihn nach draußen auf den Vorplatz. Gemeinsam betrachteten sie alle die eindrucksvolle Zeichnung eines Flugzeugs, die in die Erde geritzt worden war. Aus dem Cockpit winkten zwei winzige Strichmännchen.

»Bist du das mit deiner Schwester?« Charles kniete sich hin, sodass er mit Lucas auf Augenhöhe war.

»Ja.«

»Eure Mum darf nicht mitfliegen?«, erkundigte sich Charles.

»Mummy mag keine Flugzeuge«, antwortete Lucas.

Rose spürte, wie sie bei dem Gedanken an all ihre abfälligen Bemerkungen über Flugzeuge, die sie Lucas gegenüber gemacht hatte, errötete. Der Gedanke an Höhe jagte ihr generell Angst ein, aber wenn sie in der Zeitung etwas über Flugzeuge las, verspürte sie bei der Vorstellung von einem Menschen oben am Himmel,

der nun einmal kein Vogel und dort daher gänzlich fehl am Platz war, ein besonders heftiges Gefühl von Übelkeit.

»Hmm. Würdet ihr zwei, Marie und du, denn eines Tages einmal gern in einem Flugzeug fliegen?«

Marie quietschte und hüpfte wie eine Wilde, um ihrer Freude Ausdruck zu verleihen, während Lucas ein wenig mehr Zurückhaltung zeigte, lediglich ein paar kleine Hüpfen machte und dabei immer wieder »Ja!« rief.

Charles kicherte. »Es wird noch ein Weilchen dauern, aber wenn ihr Geduld habt, verspreche ich euch, dass ich eines Tages zurückkommen und euch zu einem Flug abholen werde. Das heißt, wenn eure Mum es erlaubt.«

Als Charles sie anlächelte, dämmerte es Rose mit einem Mal, wer er war. Charles Kingsford Smith. *Du meine Güte*, dachte sie und konnte gar nicht glauben, dass sie so lange gebraucht hatte, um es sich zusammenzureimen. Er war in letzter Zeit durch seine Flugvorhaben recht berühmt geworden. In der Tat hatte sie gerade erst letzten Monat in der Zeitung gelesen, dass er in diesem Jahr versuchen würde, als erster Pilot erfolgreich die Strecke nach Neuseeland zu bewältigen. Sie erinnerte sich daran, wie sie gedacht hatte, dass er vermutlich über dem Meer abstürzen würde, wie die beiden anderen Piloten vor ihm, die bereits bei dem Versuch gescheitert waren. Nun, da sie ihn kennengelernt hatte, hoffte sie auf jeden Fall, dass sie damit falschlag.

»Nun, wenn es nur ein kurzer Flug ist ... über Land ... dann, denke ich, wäre das wohl möglich«, sagte Rose, womit sie eine weitere Runde Quietschen und Hüpfen auslöste.

Schließlich richtete sich Charles wieder auf. Er griff nach unten und tätschelte den beiden Kindern die Köpfe, nahm dann Roses Hand zwischen seine beiden Hände und schüttelte sie sanft.

»Es war mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen und Ihre außergewöhnliche Geschichte über Ihr außergewöhnliches Heim zu hören«, sagte er.

Außergewöhnlich. Rose erlaubte dem Wort für einen Moment, ihre Gedanken zu erfüllen. Ein Mann, der in Kriegen gekämpft und Luftfahrtgeschichte geschrieben hatte, hielt ihr Heim für *außergewöhnlich*.

»Vielen Dank, Charles, es war mir ebenfalls ein Vergnügen, Sie kennenzulernen.«

»Smithy. Bitte nennen Sie mich Smithy. Wir werden uns alle wiedersehen.«

»Viel Glück für Ihren Flug, Smithy«, sagte Rose, die sich ganz und gar nicht sicher war, ob sie ihn jemals wiedersehen würde.

An jenem Abend, zur Schlafenszeit, drückte Rose ihre Kinder fest an sich, als sie sich rechts und links in ihren Armen an sie kuschelten. Sie verspürte eine angenehme Erschöpfung nach einem langen Arbeitstag. Aber sie war glücklich. Vermutlich war sie dies nun schon eine ganze Weile. Natürlich vermisste sie ihren Mann. Sie hatte ihn geliebt. Und das Leben wäre sicherlich leichter, wenn er noch da wäre. Doch nachdem sie Smithy heute ihre Geschichte erzählt hatte, war ihr klar geworden, welche Stärke sie besaß, wie viel es gab, auf das sie stolz sein konnte. Sie drückte ihren Kindern nacheinander einen Kuss auf den Scheitel und atmete dabei den leichten Seifenduft ihrer Haare ein.

»Wenn diese Wände sprechen könnten«, flüsterte Rose und drückte die beiden noch enger an sich.

»Was würden sie sagen, Mum?«, fragte Lucas mit großen Augen, neugierig darauf, endlich das Geheimnis des Geflüsters zu erfahren, von dem seine Mutter immer sprach.

»Sie würden sagen, dass dies ein außergewöhnliches Haus ist. Es ist gewöhnlich und dennoch in so vielerlei Hinsicht erstaunlich. Also ist es außer-gewöhnlich.«

»Aber warum? Was ist hier passiert?« Lucas war enttäuscht darüber, dass die Geister, von denen er geglaubt hatte, dass sie in den Wänden dieses Hauses flüsterten, nichts Interessanteres zu sagen hatten.

»Es geht nicht so sehr um das, *was* hier passiert ist. Es ist mehr als das. Es geht darum, was hier gewesen ist, worüber gesprochen wurde, welche Hoffnungen gehegt wurden, welche sich erfüllt haben. Aber es ist sogar noch mehr als das, meine Süßen, es geht darum, was hier noch passieren wird.«

»Und was ist das?«, versuchte es Lucas ein weiteres Mal und kreuzte dabei die Finger, in der Hoffnung auf etwas Gruseliges.

»Alles. Hier könnte alles passieren. Und das ist das Außergewöhnliche an unserem Haus. Hier in der Maher Street Nummer 33 ist alles möglich.«

Mensch, dem sie am Morgen begegnete, und sie war dankbar für dieses Grinsen.

»Guten Morgen, Dax. Ich habe bereits die Käsekuchen in den Ofen geschoben, also liege ich schon mal einen Punkt in Führung.« Dax warf mit einer übertrieben dramatischen Geste einen Blick auf seine Armbanduhr und schüttelte den Kopf. Nachdem ihn Marie damals eingestellt hatte, war zwischen den beiden ein heftiger Wettbewerb entflammt, wer über den Tag hinweg die meisten Gerichte zubereitete. Der Gewinner durfte am nächsten Morgen später anfangen und nach Lust und Laune damit prahlen. In den letzten Jahren hatte allerdings Dax den Großteil des Kochens übernommen. Marie konnte inzwischen nur noch mit den Käsekuchen punkten, die sie weiterhin jeden zweiten Tag backte. Und gelegentlich mit der Zubereitung eines Sandwichs oder eines Salats.

»Ist Schummeln, wenn du vor mir anfängst!«, mokierte sich Dax, als er sich eine knallrote Schürze über den Kopf zog. Marie hatte keine Uniform für ihre Mitarbeiter vorgesehen, bat lediglich darum, dass sie wenigstens ein Kleidungsstück mit leuchtender Farbe trugen. Dax bevorzugte Jeans und ein schlichtes T-Shirt, besaß aber verschiedene farbige Schürzen, unter denen er jeden Morgen eine auswählte.

»Unsinn, das ist doch kein Schummeln. Und jetzt schreib meinen Punkt auf, sonst kürze ich dir den Lohn.« Dax stieß einen Seufzer aus und stellte sich auf die Zehenspitzen, um einen Kreidestrich auf Maries Seite der schmalen Tafel zu machen, die am Kühlschrank hing. Das Windspiel an der Eingangstür signalisierte, dass die erste Kundschaft des Tages eingetroffen war und Marie hatte so eine Ahnung, um wen es sich handelte. Sie ließ Dax in der Küche zurück und durchquerte das Café, wo sie eine ihrer Stamm-

kundinnen erblickte. Dee wartete vorn an der Theke und studierte mit gerunzelter Stirn die Karte mit den Gerichten zum Mitnehmen. Sie schaute fast jeden Morgen auf ihrem Weg zur Arbeit an einer staatlichen Schule in der Nähe in Maries Café vorbei, studierte aber dennoch jeden Tag die Speisekarte, als enthielte sie unverhoffte neue Möglichkeiten.

»Guten Morgen, meine Liebe. Wie geht es Ihnen?«, fragte Marie und beugte sich vor, um Dee auf die Wange zu küssen.

Dee legte ihre Hände auf Maries Arme, drückte sie sanft und antwortete: »Mir geht's gut, danke. Bin nur etwas müde. Ich glaube, ich brauche heute einen Double-Shot-Latte. Wie geht's Ihnen?«

»Kommt sofort und mir geht's gut, meine Liebe. Nehmen Sie heute doch einfach einmal Platz. Wenn Sie müde sind, sollten Sie sich hinsetzen und sich ein gutes Frühstück gönnen.«

Dee nickte. »Das werde ich machen. Danke, Marie. Ich nehme ein Omelett mit Spinat und Käse.« Dee nahm auf einem der Barhocker an der Theke Platz.

Maries Café war nicht groß. Die meisten Gäste bezeichneten es als gemütlich, was sie freute, denn mit seinen zwölf Holztischen und der großen Theke war es für sie wie ein verlängertes Zuhause. Die meisten Leute, die allein aßen, setzten sich auf einen der acht hell gepolsterten Holzhocker an der Theke. Marie wollte gerade die Bestellung zu Dax hinübertragen, als Katie mit der Jacke über dem Arm zur Tür hereingestürmt kam. Ihre Haare waren zerzaust, als wäre sie gerade erst aufgestanden.

»Tut mir schrecklich leid, Marie, ich habe den Wecker nicht gehört, was keine Entschuldigung ist, ich sollte zwei stellen. Keine Sorge, ich werde sofort loslegen.« Marie hielt die Hand in die Höhe, um sie zum Schweigen zu bringen. Sie mochte Katie, die in

Vollzeit als Kellnerin für sie arbeitete, aber sie hatte nichts für deren dramatische Auftritte übrig.

»Es sind gerade einmal fünf Minuten, Katie, und wir haben genau einen Gast. Gehen Sie nach hinten und beruhigen Sie sich erst einmal, bevor Sie anfangen.«

Katie nickte. »Danke, Marie, tut mir wirklich leid«, sagte sie, als sie Richtung Küche davoneilte und Dax auf dem Weg zu dem kleinen Lagerraum zuwinkte, wo die Mitarbeiter ihre Sachen aufbewahrten. Dees und Marys Blicke trafen sich, und Dees Augenbrauen wanderten ein wenig in die Höhe, während sie ein Lachen unterdrückte. Das Problem mit Katie war, dass sie das Chaos anzog, dachte Marie, als sie Dees Bestellung von der Küche herübertrug. Ihr Leben war voll davon: Exfreunde, unbezahlte Rechnungen, Strafzettel, verlorene Schlüssel, verlorene Portemonnaies. Sie war ein nettes Mädchen, aber flatterhaft und viel zu leichtsinnig. Nicht dass Marie sie deshalb verurteilen würde – sie selbst war mit zwanzig ähnlich gewesen, und es hatte zur damaligen Zeit durchaus Spaß gemacht.

Dax war umgeben von Zutaten für die zahlreichen Frühstücksbestellungen, die schon bald eingehen würden.

»Die erste ist da«, sagte Marie und befestigte die Bestellung an dem Klammerrahmfänger, der längs vom Vorbereitungstisch verlief.

»Mein erster Punkt«, sagte Dax mit einem Zwinkern und rief Dee ein »Hallo« zu. Dee winkte zu ihm herüber. Katie kam aus der Tür des Lagerraums gestürzt, und Marie musste an sich halten, um nicht mit ihr zu schimpfen. Konnte sie nicht einfach normal gehen, anstatt ständig durch die Gegend zu hetzen? Wenigstens schien sie sich gekämmt zu haben und machte in der türkisfarbenen Bluse, die sie zu ihrer Jeans trug (deren Risse an den Knien Marie groß-

zügig übersah, da die Läden sie nun einmal so verkauften), einen fröhlichen Eindruck. Das Windspiel an der Tür ertönte erneut, und Stimmen erfüllten das Café.

»Bereit für den Arbeitstag, Katie?«, erkundigte sich Marie lächelnd.

»Bin ich. Danke für Ihr Verständnis wegen des Weckers, ich verspreche Ihnen, dass ich morgen ... «

Marie tätschelte Katie den Rücken. »Schon gut, meine Liebe. Los geht's, an die Arbeit!«

Katie eilte nach vorn zur Theke, um eine kleine Gruppe gut gekleideter Männer zu begrüßen, die gerade hereingekommen waren.

Marie stützte sich für einen Moment auf den Tisch neben Dax. »Das sollte sich mal ein Arzt ansehen«, sagte sie mit einem viel-sagenden Blick zu Katie hinüber. Was eigentlich als Scherz gemeint war, klang allerdings viel zu bissig. Dax lachte trotzdem. »Ich glaube, die richtige Medizin könnte uns allen nicht schaden, oder?«

»Das ist wohl wahr«, stimmte ihm Marie zu und machte sich auf, um die nächste Gästeschar zu begrüßen.

»Vierzehn Dollar, meine Liebe«, sagte Marie.

Dee hielt ihre Kreditkarte vor das Lesegerät und tippte ihre Pin ein. »Es war übrigens köstlich. Essen schmeckt so viel besser, wenn man sich dabei hinsetzt.«

»Der Ansicht bin ich auch.«

Dee warf einen Blick auf ihre Armbanduhr, während sie auf ihre Quittung wartete. Es war noch nicht einmal Viertel vor sieben, aber sie schien schnellstens loszuwollen.

»Voller Terminkalender?«

»Ja, in der Tat. Ich habe heute einige Meetings und eine Telefonkonferenz mit dem Schulministerium.« In dem Moment machte sich Dees Handy wie aufs Stichwort bemerkbar. Eine Melodie – Trommeln begleitet von einer Art Flötenton – ertönte. Die Frau, die zu Dees Rechten an der Theke saß, schüttelte den Kopf, und ihr Gesicht nahm einen angewiderten Ausdruck an, als sei ihr ein unangenehmer Geruch in die Nase gestiegen.

»Könnten Sie das leiser machen?«, fauchte sie Dee an.

Dee stellte ihr Handy auf stumm und drehte sich zu der Frau um.

»Tut mir leid, wenn Sie mein Klingelton derartig stört«, sagte sie in giftigem Tonfall. »Genießen Sie Ihren Kaffee.« Dann wandte sie sich wieder Marie zu und verabschiedete sich von ihr. Kaum hatte sie einen Schritt getan, murmelte die Frau: »Ich *hasse* Kanakenmusik.«

Dee erstarrte, und Marie beschlich ein ungutes Gefühl. Sie kannte die Frau an der Theke nicht sehr gut, aber sie war ein regelmäßiger Gast und schien sich immer über irgendetwas zu beschweren. Dee trat auf die Frau zu, sodass sie neben ihr stand, während diese weiter an ihrem Kaffee nippte.

»Was haben Sie gesagt?«

Die Frau stellte ihre Tasse langsam ab, drehte sich und blickte zu Dee auf. Sie war sehr blass und hatte mattbraunes Haar. Im Vergleich zu Dees olivenfarbener Haut und ihrem seidigen schwarzen Haar wirkte sie farblos.

»Ich sagte, ich *hasse* Kanakenmusik.«

»Dachte ich mir doch. Und ich *hasse* zufälligerweise dieses Wort, also könnten Sie Ihre Meinung vielleicht beim nächsten Mal für sich behalten?«

»Nein, kann ich nicht. Das hier ist ein freies Land und wenn ich Kanakenmusik *hasse*, dann kann ich das sagen, egal zu wem

auch immer.« Die Stimme der unscheinbaren Frau war laut, aber zittrig.

Dee stand ganz still da, und Marie bemerkte, dass sie ihre Hände an den Seiten zu Fäusten geballt hatte und tief einatmete. Einen Moment lang befürchtete sie, dass sie die kleine graue Maus schlagen könnte. Doch stattdessen setzte sie ein breites Lächeln auf und sagte mit ihrem Gesicht dicht an dem der Frau langsam auf Arabisch: »*Laydak yawm eazim ahmaq ghyr almutaelimin.*« Dann lehnte sie sich über die Theke und küsste Marie auf beide Wangen.

»Ich wünsche Ihnen einen wunderschönen Tag, Marie«, sagte sie und marschierte aus dem Café hinaus.

Die Frau wandte sich dem Mann zu, der neben ihr saß.

»Haben Sie das gehört? Was zum Teufel hat sie zu mir gesagt? Sie ist bestimmt eine Zigeunerin und hat mich mit einem Fluch belegt.«

Marie zog für einen Moment in Erwägung, höflich zu sein. Diese Frau war ein zahlender Gast. Aber andererseits war Marie zu alt, um sich mit solchem Mist herumzuzergern. Sie schlurfte auf ihrer Seite der Theke so weit, dass sie genau gegenüber der Frau zum Stehen kam.

»Wenn Sie Ihren Kaffee ausgetrunken haben, möchte ich Sie bitten, mein Café zu verlassen und nicht mehr wiederzukommen. Diese Frau ist eine hoch angesehene Schulleiterin, die mit Ihnen in unserem wunderbaren, freien Land Arabisch gesprochen hat.«

Die Stänkereien der Frau, der nur kurz vor Überraschung die Luft weggeblieben war, gingen für Marie auf dem Rückweg zur Küche in dem vernehmlichen Applaus des ganzen Cafés unter. Dax tätschelte ihren Arm, als sie in der Küche ankam.

»Kannst eine verdammt resolute alte Frau sein, wenn dir danach ist«, sagte er lachend.

»Ich betrachte das mal als Kompliment. Gib mir einen Punkt dafür.« Marie ging zum Lagerraum durch und nahm auf einem der Klappstühle Platz. Das Herz hämmerte ihr in der Brust, und sie vermochte sich nicht zu erklären wieso. Es war zwar aufregend gewesen, diese Frau aufzufordern, zu verschwinden, aber warum war da plötzlich dieses unwohle Gefühl und diese Enge in ihrer Brust? Sie schloss die Augen und atmete ganz langsam. Nach einer kleinen Weile normalisierte sich ihr Herzschlag wieder, und sie vermochte sich davon zu überzeugen, dass es ihr gut ging. Alte Frauen durften sich schon mal unwohl fühlen, besonders nach einer kleinen Aufregung. Derart beruhigt erhob sie sich vorsichtig, um sich wieder an die Arbeit zu machen.

erst sechzehn gewesen und ziemlich betrunken, aber trotzdem saß es wie ein Stachel, und sie erinnerte sich viel öfter an diese Bemerkung als sie sollte.

»Macchiato«, rief der Barista mit diesem gewissen italienischen Singsang, den Isla nie zustande brachte. Sie nickte ein Dankeschön und trank langsam aus dem Becher, während sie den Aufzugsknopf zu ihrem Büro drückte. Sie hatte einen arbeitsreichen Tag vor sich und konnte es kaum erwarten.

»Dieser Klient ist anders«, sagte Islas Chef, Simon.

Isla nickte zustimmend. Sie hatten bisher noch nie mit einer Schule zusammengearbeitet. Der Auftrag stellte eine Herausforderung dar, der sie sich aber nur zu gern stellte. Das erste Meeting mit dem Bildungsministerium war gut verlaufen. Sie hatte die Ideen des Teams in einer soliden Präsentation vorgestellt, und das Budget war gesichert. Egal aus welchem Blickwinkel man dieses Projekt auch betrachtete, es schien auf Erfolgskurs zu sein.

»Ich habe alles im Griff. Ich treffe mich heute Mittag um ...« – Isla konsultierte ihre Notizen – »... zwei Uhr mit Dee, der Schulleiterin. Ich freue mich darauf. Dies ist eine neue Facette unserer Arbeit, auf die ich sehr gespannt bin. Sie nicht?«

»Doch, doch, und ich bin froh, dass Sie alles im Griff haben, denn ich habe keine Zeit dafür. Ich fliege morgen nach Hongkong, daher müssen Sie es allein hinkriegen.«

Es kostete Isla große Mühe, nicht die Augen zu verdrehen. Es war ihre Aufgabe als Marketingleiterin, so etwas hinzukriegen. Simons Bedürfnis ständig zu überprüfen, ob sie klarkam, war nervtötend. Er musste nicht bei dem Meeting dabei sein, er musste nicht ihre Zahlen und ihre Präsentationen überprüfen, er musste sich nicht in ihre Arbeit einmischen. Aber er tat es. Andauernd.

Doch anstatt irgendetwas davon laut auszusprechen, lächelte Isla nur höflich und wünschte ihm eine gute Reise.

Die Schule war leicht zu finden, ein freier Parkplatz allerdings nicht. Isla drehte drei Runden, ehe sie aufgab und sich ein paar Straßen entfernt auf die Suche machte. Sie war in diesem Vorort von Hurstville aufgewachsen, doch ihre Eltern waren mit ihr weggezogen, als sie zehn war. Fünfundzwanzig Jahre später sah hier alles anders aus. Die Schule befand sich an der Ecke der King Georges Road – Islas Meinung nach eine der schlimmsten Straßen in Sydney. Sämtliche Seitenstraßen in der Nähe waren in Einbahnstraßen verwandelt worden und randvoll mit parkenden Autos. Sie bekam Beklemmungen, als sie ihren Wagen in eine winzige Parklücke mehrere Straßen von der Schule entfernt quetschte. Wie gut hatte sie es da mit ihrem eigenen Haus in Dural, im Nordwesten von Sydney, getroffen. Das Pendeln während der Stoßzeiten war zwar ein Albtraum, aber wenn sie zu Hause war, konnte sie in dem Grün um sich herum wenigstens durchatmen und ihren Wagen parken, ohne in Panik zu geraten.

Als sie vor dem Sekretariat ankam, war sie ein wenig verschwitzt. Sie nahm ein Papiertaschentuch heraus und tupfte sich damit das Gesicht ab, schwang sich dann die Handtasche über die Schulter und drückte die schwere Glastür auf. Die Sekretärin hob sofort die Hand, und Isla verharrte im Türrahmen, wobei sie sich wieder wie ein kleines Mädchen vorkam. Die Sekretärin hatte tiefe Furchen um ihren Mund, die ihr einen grimmigen Ausdruck verliehen und beim Sprechen ins Telefon noch verstärkt wurden. Aus irgendeinem Grund erinnerte sie Isla an einen Drachen. *Ich werde dich Drachenlady nennen*, dachte sie und gratulierte sich im Stillen dazu. Einen Moment später beendete die Drachenlady ihr

Telefonat, warf Isla einen Blick über den Rand ihrer Brille hinweg zu und sagte: »Jaaah?«, als spräche sie mit einer Fünftklässlerin. Isla fand das so komisch, dass sie erst einmal gar nichts darauf antwortete. Sie räusperte sich und betrat das Sekretariat.

»Hallo, mein Name ist Isla, und ich komme von Market Thrive. Ich habe um zwei einen Termin mit Dee?« Isla hatte keine Ahnung, warum es sich wie eine Frage anhörte. Der Termin stand schon seit Wochen fest.

»Mrs. Dawood ist gerade mit einer Schülerin beschäftigt. Sie können dort drüben Platz nehmen.« Isla warf einen Blick auf ihre Armbanduhr: sechs Minuten vor zwei. *Also gut, Drachenlady, ich werde Platz nehmen.* Sie wischte den Stuhl ab, bevor sie sich hinsetzte, was dämlich war, denn nun hatte sie die Keime an den Händen. Sie benutzte unauffällig das handliche Desinfektionsmittel, das sie immer bei sich trug, weil sie an einer übertriebenen Angst vor Gastroenteritis litt. Sie war als Teenager einmal sehr schlimm daran erkrankt, hatte sich über zwei Mitschülern erbrochen und sich auch noch auf dem Nachhauseweg im Zug mehrfach übergeben müssen. Bei dem Gedanken an die Gesichter der Leute, die ihr beim Brechen zugesehen hatten, bekam sie heute noch eine Gänsehaut. Infolgedessen ging sie kein Risiko ein und war auch seither nie mehr daran erkrankt. Die Erinnerung machte ihr allerdings nun bewusst, dass es in diesem Raum ein wenig nach Erbrochenem roch. Sie fragte sich, wie vielen Kindern hier im Empfangsbereich wohl schon übel geworden war. Sie versuchte, nicht auf dem Stuhl hin und her zu rutschen, als sich Gott sei Dank die Tür öffnete und eine große, elegant gekleidete Frau mit einem breiten Lächeln auf sie zutrat.

»Hallo, Isla, ich bin Dee. Freut mich, Sie kennenzulernen.« Dee schüttelte Islas Hand mit einem festen Griff trotz ihrer weichen, zarten Hände.

»Hallo, Dee. Danke, dass Sie sich die Zeit nehmen.«

Dee tippte leicht gegen Islas Ellbogen und führte sie in Richtung der Tür, aus der sie gerade herausgetreten war. Isla schenkte der Drachenlady im Vorbeigehen ein ziemlich kühles Lächeln. Was diese mit einem funkelnden Blick und geblähten Nasenflügeln quittierte. Sie folgte Dee einen schmalen Flur hinunter bis zu einer weiteren Tür. Zu Islas Enttäuschung ähnelte Dees Büro im Grunde dem Sekretariatsbereich: ein Schreibtisch aus billigem Holz, ein verblasster blauer Teppich und alte Lamellenvorhänge an den Fenstern. Isla hatte etwas viel Hübscheres erwartet. Dee trug ein wunderschön geschnittenes marineblaues, dreiviertellanges Kleid und cremefarbene Stöckelschuhe. Ihr Haar war gewellt und schwang bei jeder Bewegung, als wäre es frisch geföhnt. Isla hatte ein entsprechendes Büro erwartet. Wenngleich ihm der Duft nach einem teuren Parfüm einen Vorteil gegenüber dem Sekretariat verschaffte. Sie setzte sich auf einen der Stühle vor Dees Schreibtisch. Auf dem Namensschild auf ihrem Schreibtisch stand »Adeena Dawood«. *Adeena*. Isla zog ihn Dee vor. Was für ein hübscher Name.

»Ich würde gern in Ihren eigenen Worten hören, was Sie sich von dieser Marketingkampagne erhoffen, Dee.« Isla hatte bislang nur Kontakt mit dem Bildungsministerium von New South Wales gehabt, und auch wenn sie die Zielsetzung verstand und sie auch nachvollziehen konnte, wollte sie dennoch sicher sein, dass sie sich einig waren.

Dee lehnte sich in ihrem Bürostuhl zurück und holte tief Luft, bevor sie sprach.

»Nun, vermutlich wissen Sie bereits, dass die South Public School zur ersten öffentlich anerkannten interreligiösen Schule in Australien ernannt werden soll. Natürlich war sie schon immer

interreligiös, sämtliche öffentlichen Schulen sind es, aber dies ist das erste Mal, dass dies in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt wird.« Dee lehnte sich lächelnd nach vorn. »Ich habe mit Führern verschiedener Religionen an einem Lehrplan gearbeitet, der den Schwerpunkt auf das Erkennen und Begreifen gemeinsamer Ideologien und den Vergleich von Ähnlichkeiten setzt. Im Prinzip lehren wir die *Ethik* aller Religionen und nicht religiöse Vorschriften.«

Als Isla das erste Mal davon hörte, hatte ihr die Idee gleich gefallen. Sie war mit Eltern aufgewachsen, die sich selbst als »Spiritualisten« bezeichnet hatten oder mit anderen Worten als »Gläubige aller Religionen«. Die Idee, sich auf religiöse Gemeinsamkeiten statt auf Unterschiede zu konzentrieren, hatte sie gleich angesprochen, und Dees Elan und ihr Engagement waren genau das, worauf sie gehofft hatte.

»Und die Kampagne zielt auf Eltern ebenso wie auf die breite Öffentlichkeit ab?«

Dee nickte. »Ja, denn ich bin davon überzeugt, dass der Lehrplan von allen Schulen in New South Wales aufgegriffen werden wird, sollten wir damit erfolgreich sein.«

»Und eines Tages hoffentlich in ganz Australien«, fügte Isla hinzu.

»Genau.« Dee besaß ein umwerfendes Lächeln. Und mit einem Mal erinnerte sich Isla an sein Lächeln. An die winzig kleinen Zähne, die nie eine Chance gehabt hatten, auszufallen. Sie spürte, wie der Raum schrumpfte und ihre Atmung schneller wurde. *Nein*, befahl sie sich. *Nicht jetzt. Stopp. Konzentriere dich*. Isla bekam mit, dass Dee mit einem Mal besorgt wirkte, sie fragte, ob sie ihr ein Glas Wasser bringen solle, aber Isla konzentrierte sich nur

